

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Orenham

Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Nun hörte es auch Katia und ihr von den Entbehrungen dieser Tage schmales und blaßes Gesicht wurde noch blässer. Unwillkürlich drückte sie den Säugling fester an ihre Brust. Das Pferd im Stall zerrte an seiner Kette und stampfte unruhig hin und her. Katinka hielt sich die Ohren zu und weinte. Zum erstenmal in ihrem Kinderleben herrschte ihr Vater sie rauh an.

„Still, Katinka! Die Wölfe hören dich, wenn du weinst,“ und Katinka schlich sich in eine Ecke, verbarg das Köpfchen in einem Fell und schluchzte in sich hinein.

„Hier hinein ins Haus können sie nicht,“ sagte Stepan zu Katia. „Aber ich fürchte für das Pferd. Es wird am besten sein, wenn ich mich draußen vor dem Wagen im Schneegang aufstelle. Bleib du in der Tür des Wagens. Kommen sie, so mußt du die Flinte für mich laden, sobald ich sie abgefeuert habe. Hier ist Pulver; hier grobes Schrot; hier die Pfropfen;“ und er trat in den Schneegang hinaus, mit Flinte und Speer und Art bewaffnet. Als er die Tür öffnete und das mardurchdringende Geheul klar herein schallte, zuckte Katinka zusammen und schrie vor Entsetzen.

Kalt, hellleuchtend hing der Mond wie ein silbernes Schild am Himmel und Stepan konnte bis zu der ersten Wegkrümmung der Paßstraße sehen.

Das Geheul und Geflässe wurde immer deutlicher und kam immer näher. Jetzt konnte er auch die dumpfen Fußschläge eines im tollen Galopp über den Schnee dahinjagenden Pferdes unterscheiden. Hinter einem Pferd also war das Wolfsrudel her! Er wartete — jeder Nerv in ihm angespannt. Eine Möglichkeit wenigstens bestand, daß die Wölfe in ihrer rasenden Jagd auf das fremde Pferd die neue Witterung nicht aufnahmen — doch eine schwache Möglichkeit nur, denn diese neue starke Witterung von Pferd und Menschen und Rauch mußte die hungrigen Bestien gewaltig anlocken.

Reise stahl sich Stepan eine Strecke weit vorwärts. Das Pferd galoppierte auf der Paßstraße dahin, seine letzten Kräfte anstrengend im Todesrennen. Das Keuchen und Pfeifen seines Atems war deutlich zu hören in der tiefen Nachtsille. Bald klickten seine Hufe scharf und ehern auf felsigem Weg, von dem der scharfe Wind den Schnee weggesegt hatte; bald waren die Fußschläge dumpf und wurden langsamer, wenn es in eine Schneewehe geriet. Alles aber übertönte das Geheul der gierig dahinstürmenden Wölfe.

Näher, immer näher kam die wilde Jagd. Da — jetzt sauste es — keine hundert Schritte von Stepan entfernt, auf der Paßstraße vorbei wie huschende Schatten. Ein gesattelttes Pferd, doch ohne Reiter. Ein Schimmel, der

in letzter Angst vorwärts raste mit nur wenigen Schritten Vorsprung vor dem heulenden Pack.

„Wenn's der Schimmel nur aushält,“ flüsterte Stepan vor sich hin, angstvoll horchend. „Nur eine halbe Meile noch. Weit genug weg von hier. Ah — Gott helfe uns, sie haben ihn!“

Ein kurzes jubelndes Aufheulen, ein Chor triumphierenden Geflusses. Dann Stille. Nur das Zuschlagen von furchtbaren Gebissen hörte der lauschende Mann — und wie die Bestien knurrten und ärgerlich kläfften, wenn sie sich in ihrer Vier gegenseitig in den Weg kamen... Noch einmal horchte Stepan hin. Das Pferd mußte an der ersten Wegkrümmung, keine dreihundert Schritte von hier entfernt, gestürzt und überwältigt worden sein. Dann lief er eilig zu dem Wagen zurück, stellte sich dicht an der Tür auf und spannte den Hahn seiner Flinte. Den Speer stellte er neben sich an die Schneewand und die Art lockerte er in seinem Gürtel. Im Haus war alles still, nur das Pferd im Zelt riß an der Kette und stampfte unruhig hin und her.

Auf der Paßstraße zerrissen indessen die Wölfe ihre Beute, aber ihr Heulen und Klaffen war wieder lauter geworden, denn sie stritten sich nun um die Teilung des Kadavers. Stepan horchte in die Nacht hinaus. Großer Gott — hätte das Pferd doch nur eine einzige halbe Meile länger ausgehalten! Aber die Schneewehen an den Wegkrümmungen hatten ihm wohl die Kraft ausgepumpt... Da hörte er ganz in der Nähe ein leises Winseln und ein Schatzen huschte über den Schnee und —

Im Schneegang stand ein Wolf und starrte erstaunt auf den Mann. Dann sträubten sich dem Tiere die Haare und es knurrte böse, das furchterliche gelbe Gebiß zeigend. Dann, auf einmal, legte es den Kopf zurück und stieß ein gellendes Geheul aus, das in einem Augenblick dahervasende schwarze Schatten in den Schneegang brachte.

Stepan stand ganz still da. Die Tiere schienen ihm gewaltig groß und sehr mager. Sie leckten sich hoffnungsvoll die blutgeröteten Schnauzen im Vorwärtspringen und heulten schauerlich. Sie waren sehr hungrig. Hier gab es mehr Raub, reiche Beute. Sie kollerten übereinander in ihrer Vier, den Mann dort niederzureißen.

Das Rudel jagte heran.

Stepan feuerte. Die Entfernung war zu groß, als daß die groben Schrote hätten gehörig streuen können, aber zwei der Wölfe wälzten sich doch heulend auf dem Schnee. Die anderen Wölfe beantworteten den Schuß mit furchtbarem Geheul und sprangen auf Stepan los. Er hatte sofort nach dem Schuß Katia das Gewehr in die Tür hineingereicht und stach blindlings mit dem Speer um sich — auf blutrote heulende Rachen und gelbe Gebisse und in dicht gepackte Massen von Wolfsleibern. Das Messer war stark und scharf und biß tief.

Die Tiere waren schrecklich. Ihr furchterliches Aussehen, ihre Vier, ihr Heulen hätte auch den mutigsten

Mann erzittern lassen, und Stepan's Herz klopfte in ihm, als wolle es ihm die Brust zersprengen, in maßlosem Entsetzen vor den Bestien, die gierig danach lechzten, ihn niederzureißen und zu zerfleischen — furchtbar, als habe die Hölle selbst sie ausgespien. Er zitterte an Leib und Gliedern, aber keinen Schritt weit wich er zurück.

Drei, vier Wolfsleiber verstopften bald den engen Schneegang, aber die andern Tiere kletterten furchtlos über sie hinweg, purzelnd und fallend in ihrer Hast. Stepan mußte den Speer kürzer fassen, denn sie duckten sich unter dem Messer weg und sprangen an ihm empor, so nahe, daß ihr heißender, stinkender Atem ihm ins Gesicht schlug. Da wurde ihm von hinten die Flinte unter den linken Arm geschoben, und er schob sie langsam in der Linken vorwärts, während er mit der Rechten zustieß, bis er den Drücker gefunden hatte. Dann feuerte er in die zottige Masse hinein. Eine Sekunde lang wichen die Bestien entsetzt vor dem Feuerstrahl zurück, und das gab ihm Zeit, Flinte und Speer fallen zu lassen und die Art aus dem Gürtel zu reißen. Und dann hieb er in blinder Wut auf die anspringenden Leiber los und trieb sie zurück auf den Haufen von toten Wölfen.

Eine verwundete Bestie zu seinen Füßen biß sich in seinen Knöchel ein. Mit einem einzigen Hieb der schweren Art spaltete er ihr den Schädel und brüllte auf in Triumph, als er fühlte, wie der Stahl durch Fleisch und Knochen drang.

Eine Berferkerwut packte ihn. Blinde Wut, zu morden. Er wußte nicht mehr, was Furcht war, und schien sich stark wie ein Riese mit einer Wunderwaffe, die durch bloßes Berühren tötete. Er war trunken, wahnstinnig; er lachte gellend auf, wenn der schwere glühende Stahl tief in einen entsetzt ausbrüllenden Wolf hineinbiß, und grinste vergnügt, als sich die Wände des Schneegangs rot färbten mit Blut und der Schneeboden naß und schlüpfrig wurde und heulende Bestien mit zerhauenen Gebissen und geschwundenen Gliedern sich vor ihm wälzten, die einen mit abgehauenen Pfoten, die anderen mit furchtbaren Wunden im Leib.

Katia hatte sich herbeigeschlichen, die Flinte aufgehoben, sie geladen und reichte sie ihm nun hin.

„Daß Katia!“ schrie er mit einem wilden Lachen. „Ich brauche keine Flinte — es sind ja nur Hunde — Räter, die man prügelt. Heran mit euch, ihr verfluchten Hunde!“

Aber diejenigen dieser Hunde, deren Fell und Haut noch ganz war, und deren gab es wenige, lagen leuchtend auf der anderen Seite des Haufens von toten Wölfen und überlegten sich, daß dies hier doch etwas ganz anderes sei als das Niederreißen eines ermatteten Gauls. Das Geschöpf dort mit dem heißenden blanken Ding in der Faust roch zwar sehr gut und würde zweifellos auch gut schmecken, aber es biß bössartig. Ein toter Wolf aber kann nicht mehr riechen und auch nicht fressen. Nein, sie wollten nichts mehr wissen von dem Geschöpf. Vielleicht war von dem Gaul da drüben noch etwas übriggeblieben, das sie vorhin übersehen hatten... Und einer nach dem andern schlich langsam davon, während Stepan lachend die schweren Schrote seiner Flinte in die letzte der Bestien hineinfeuerte.

Dann schwang er sich mit einem triumphierenden Brüllen die blutgerötete Art ums Haupt, stolperte über den Leichenhaufen im Schneegang hinweg, kletterte mühsam in den Wagen, und warf die Türe zu.

Die Flinte stellte er in eine Ecke, die Art warf er auf den Boden und ließ sich so schwer auf eine Bank niederfallen, daß der Wagen erzitterte, und Katinka erschrocken zu weinen begann. Der kleine Stepan folgte natürlich ihrem Beispiel.

„Seid still, ihr beiden!“ brüllte Stepan. „Ihr seid so schlimm wie die Wölfe draußen. Still — oder...“ und er hob die Hand, als wolle er Katinka schlagen; ein Ding, das er noch nie getan hatte.

Katia jedoch regte sich nicht. Sie war eine kluge Frau und verstand. Mit der einen Hand zog sie Stepan zu sich, mit der andern streichelte sie tröstend das Mädchen.

„Ich habe Wölfe getötet in dieser Nacht!“ rief Stepan mit gewaltiger Stimme. Denn noch beherrschte die wahnstinnige Erregung sein Hirn, und vor seinen Augen lag es wie blutrote Schleiern. „Viele Wölfe habe ich getötet — nein, nicht Wölfe: Hunde, erbärmliche Hunde. Aufzupressen

wollten sie uns wie den Gaul, aber sie fanden ihrem Meister. Ich sage dir, Katia, sie sind tot. In Haufen liegen sie draußen. Komm' und sieh sie dir an. Wolfsleichen im Haufen. Und ich habe sie getötet!“ und er schickte sich an, aufzustehen.

„Ich habe sie gesehen, Stepan,“ sagte Katia ruhig. „Hoh — sie wollten mich umbringen! Mich wollten sie zerreißen, mich, Stepan Iwanowitsch. Mich — Stepan — Iwano — witsch —“ und dann rollte er lassend von der Bank auf den Boden und schlief wie ein Trunkener bis tief in den Morgen hinein.

Als er erwachte, war er nicht mehr Stepan Iwanowitsch der Berferker, der bluttrunkene Wolfsstörer, sondern der alte stille Stepan, den sie kannten und liebten. Zuerst jedoch betrachtete ihn die kleine Katinka mit scheuen Augen und fürchtete sich vor ihm, bis er sie an sich zog und küßte und mit dem kleinen Stepan spielte, daß er sich jubelnd in seinen Händen wand.

Er aß und ging dann hinaus in den blutüberströmten Schneegang. Still schleppte er die toten Wölfe beiseite und schaufelte Schnee auf die blutigen Stellen. Ein Wölfe hatte er getötet. Zwei der Tiere waren angefressen — einer oder der andere hungrige Wolf mußte sich des Nachts noch einmal herbeigeschlichen haben. Dann watete er zur Paßstraße hinüber durch den Schnee, um sich den Pferdekadaver anzusehen.

Von dem Schimmel war nichts übriggeblieben als das Knochen skelett und einzelne Fetzen von Haar und Haut, im Schnee verstreut. Sogar die Lederrieme des Sattels hatten die Wölfe verschlungen und das hölzerne Sattelgestell angenagt. Die zähen Bügelriemen waren zu einer Schnur zerlaut. Stepan schüttelte den Kopf und trug das Holzgestell des Sattels, das noch einigermaßen brauchbar war, nach dem Wagen. Er konnte es dem Pferde aufschnallen, es mit einem Fell bedecken, und so Katia reiten lassen. Dann machte er sich an die Arbeit, den schmalen Zugang zum Pferdezelt zu vergrößern und befreite das Tier aus seinem Zeltgefängnis. Es schwankte, als es in die freie Luft kam, und torkelte hin und her, als habe es den Gebrauch der Beine verlernt.

Als es die spärlichen Heuüberreste gefressen hatte, die noch da waren, schnallte Stepan ihm das Holzgestell auf, doch das Tier war zu schwach, als daß es Katia hätte tragen können. So hingen sie ihre Bündel an den Sattel und machten sich zu Fuß auf den Weg. Die kleine Katinka trug Stepan auf seinem Rücken und Katia hatte auf ihren Armen den Buben, in ein Fell gehüllt. Im Arm trug Stepan Flinte und Speer. Die Art hing an seinem Gürtel. So wateten sie mühevoll durch den tiefen Schnee die langgestreckte Hügelstraße hinab nach Tschernst.

(Fortsetzung folgt.)

In dieser Stunde —

Von allerlei Helben und anderen Leuten.
Von Curt Reinhard Dieb.

In dieser Stunde, da ich schreibe und die Buchstaben unter meiner Hand sich aneinanderreihen und zu Worten formen, in dieser Stunde, wo die Feder in meiner Hand leise ächzend über's Papier fährt und das Licht meiner Studierlampe trauliche Kreise um meinen Schreibtisch zieht —

tobt draußen im Westen eine unerbittliche, ungeheure Schlacht. Und tausende und abertausende deutscher Männer und Jünglinge stehen in eiserner Ausdauer und heiligem Opfermut, um die Heimat zu schützen.

Preßt sich das Auge eines U-Boots-Kommandanten gegen die blanke Scheibe des Periskops. Und plötzlich öffnen sich seine hart aneinandergebissenen Lippen, seine Hand drückt den Knopf der elektrischen Leitung, und ein kurzer Laut entfährt seinem Munde: „Los!“ Ein Ruck geht durch den schlanken Leib des Bootes. Wieder preßt der Offizier die Augen an das Rohr, zitternd vor verhaltenem Erregung. Dann atmet er tief auf und ruft ein paar Worte durch das Sprachrohr in den Besatzungsraum: „Treffer am Heck! Er sinkt bereits!“ Und drinnen vom Boot herauf steigt ein jauchzendes, jubelndes Rufen durch die schwere, laue Luft bis zu ihm in den Turm „— er sinkt...!“ Wieder ein Feind weniger! Das U-Boot jagt weiter.

fallen zwei schwere Tränen auf die arbeitsiharten Hände einer jungen Frau und auf die unförmige Granate, die sie zitternd hält. Vor wenigen Tagen ist im Westen ihr Mann gefallen; sie waren kriegsgetraut und hatten sich seit der Mobilmachung zweimal erst wiedergesehen in seinem kurzen Urlaub. Und jetzt — gestern, hatte man ihr einziges Kind, ein Junge von kaum drei Jahren, das

Ebenbild seines Vaters, beerdigt. Und rings rattern und tosen die Maschinen und Hämmer fallen hart und schallend auf glühendes Eisen. Und singen ein sonderbar Lied: „Weide hart . . . werde hart . . .“

„Liegt ein Häuflein Schatztruppel weit auseinandergelegen im Busch und feuert wie rasend auf den übermächtigen Feind. Wie lange kann's noch dauern — Stunden — einen Tag —? Wenn man nur Wasser hätte! Munition . . . Eine hohe Gestalt schweitet hinter den Liegenden her durch das Gestrüpp: „Aushalten, Leute — aushalten!“ Der Major. Von Lettow-Vorbed . . .“

„kreist ein Geschwader feindlicher Flugzeuge — zehn mächtige Doppeldecker — über der Stadt M. Die Abwehrbatterien schandern ihre Geschosse zum Nachthimmel empor, und die Scheinwerfer suchen mit grossem Leuchten nach dem Feind. Da und dort pfeift es jäh durch die Luft wie ein Peitschenhieb und dröhnt krachend und berstend auf: Bomben. Wahlos geworfen. Frauen und unschuldige Kinder sind die Opfer . . . Bei einer Batterie bricht plötzlich stürmischer Jubel los: „Da — — er schießt — er boemt — — er ist getroffen — man sieht ihn schon nicht mehr — — hurra!“ Das Feuer der Abwehr läßt nach. Eine deutsche Kampfflügel ist aufgestiegen und verfolgt den abziehenden Feind . . .“

„liegt weit draußen im flandrischen Land vor den ersten Gräben ein blutjunger Soldat. Die Patrouille mußte zurück — die Kameraden fanden ihn nicht mehr. Matt sinkt die Hand, die er auf die kassende Wunde gepreßt, zur Erde. Siderndes Herzblut färbt den grauen Wasserwedel seltsam bunt. Und so leicht wird ihm jetzt, gar keine Schmerzen hat er mehr . . . Und der Himmel ist so blau und so klar, gerade wie in der Heimat. Und die Sterne sind doch ganz dieselben wie dort. „Grüßt mir mein Mütterlein . . .!“ Der Boden ist ganz weich, wie ein großes Kissen. Überall sind Blumen. Die duften so schwer und süß. Und die Sonne lacht so warm. Die Welt ist ja so schön . . . Ein Pittern läuft durch den schlanken, jungen Leib. Leise bewegen sich die blutleeren Lippen — ein Hauch nur: „Mutter . . .“

„schlägt es von der kleinen Turmuhr der Fabrik ein Uhr. Nachts. Dr. Berns, der junge Chemiker der Sprengstoffwerke legt das Reagenzglas aus der Hand und streift den weißen Leinenkittel ab. Sein Gesicht ist bleich und abgespannt. Die Säuren und giftigen Gase, die ihn täglich umgeben bis in die Nacht hinein, haben seinen Wangen das frische Rot und seinen Augen das frohe Leuchten genommen. Langsam wendet er sich zu seinem Kollegen um: „Kommen Sie, Winter, wir wollen Schlaf machen. Ich habe seit heute mittag um zwölf nichts mehr gegessen. Die Hauptfrage ist jetzt geschafft. Morgen hab' ich die Lösung gefunden.“ Und leicht lächelnd fügt er hinzu: „Die Mischung ist in Ordnung. Wenn sie falsch gewesen wäre, dann wären wir vor fünf Minuten in die Luft geflogen, samt dem ganzen Laboratorium . . .“

„neigt sich in einem kleinen Feldlazarett der wachhabende Arzt über das Bett eines Sterbenden. Eine Sekunde nur. Dann fährt er sich mit dem seidenen Taschentuch über die schweißschichte Stirn. „Es ist vorbei, Schwester. Unsere Kunst kam zu spät!“ Den ganzen Tag über hat er mit einem Kollegen zusammen Operation auf Operation ausgeführt, vom frühen Morgenrauschen an, als man die ersten Schwerverwundeten brachte, bis spät in den Abend hinein. Die kleine, blasse Schwester drückt dem Toten mit sanfter Hand die Augen zu. Wieder einer . . . Und sie ist zum Umfallen müde und matt. So geht es nun seit Tagen. Langsam geht sie hinaus. Kopfschüttelnd blickt der Stabsarzt ihr nach: „Seit 48 Stunden hat sie nicht geschlafen, das arme Ding . . .“

„sitzt im traulichen Wohnzimmer der Rentner Meyer mit seiner Frau. Er nimmt aus seinem Glase einen Schluck Wein und sieht behaglich den Duft seiner Zigarre in die Nase. Die Teetasse seiner besseren Hälfte klappert leise. Es ist noch edler, schwarzer Tee übrigens, den sie trinkt. Gott, wenn man sich's leisten kann . . .! Befriedigt faltet er seine Zeitung zusammen. „Das kostet doch einen Haufen Geld, der Krieg, was, Alte? Wenn man bedenkt: die Ausrüstungen alle, die Munition, die U-Boote, Luftschiffe und Flugzeuge und Kriegsschiffe! Und die Flieger-Abwehr in der Heimat! Und die Lazarette und Genesungsheime! Herrgott, ja!“ Seine bessere Hälfte nickt zustimmend mit dem Kopf; reden tut sie nämlich nie viel. Schwerfällig erhebt sich Herr Meyer. „Jetzt geh'n wir ins Bett. Alte. Morgen früh um acht Uhr geh' ich auf die Bank — Kriegasanleihe zeichnen, da will ich ausgeklappt haben!“ Und seine bessere Hälfte nickt wieder. Diesmal aber sagt sie doch etwas: „Du, Heinrich, wennste zeichne gehst, zeichne für mich auch fünfshundert Mark. Viel ist es ja net, aber in der Zeitung steht's ja: jede Mark ist wichtig . . .“

Die Pest auf Arbe.

Dalmatinische Erzählung.

Von Alfred Madero.

Gino, der Wächter des Kasentors, sah im kühlen Schatten des Torbogens und blinzelte gelangweilt hinaus auf den sonnenhell beleuchteten Anlegeplatz der Schiffe. Ein altes Weib schlich um die Ecke, froch auf das Tor zu und begehrte Einlaß. Gino hob kaum den Kopf. „Woher und Wohin?“ Klang kurz und barsch

seine Rede. Die Alte konnte sich nicht austweichen. Daß sie in die Stadt hinein müsse, war alles, was sie vorzubringen vermochte. Der Wächter schüttelte den Kopf und blickte gleichgültig nach einer anderen Seite hin, auf die Loggia der Kafana, in der ein paar gute Freunde bronzerbraunen Hypertwein aus feinen Beckern tranken. Neben ihm die Alte verzog den häßlichen Mund zu einem Grimmen. Unwillig wandte sich Gino nach einer Weile wieder dem Weib zu. „Was steht du noch hier? Packe —“ doch er vollendete den Satz nicht, denn vor ihm stand nimmer das wüste alte Weib, sondern eine schlankgewachsene Jungfrau, deren jugendliche Schönheit den Burschen dermaßen bestrahlte, daß er verwirrt aufstarrte. „Wen sucht Ihr in der Stadt, Madonna?“ — „Eine Waise bin ich, heimatlos, und suche das Glück bei fremden, guten Menschen.“ — „Unsere Frau segne euren Eintritt in diese Stadt!“

Und Gino fragte nicht nach Woher und Wohin, sondern lehnte am Torpfeiler und sah der Jungfrau nach, die die Hauptstraße betrat. Doch ehe sie noch um die Ecke bog, war sie den starren Blicken des Burschen plötzlich verschwunden, und Gino sah nur ein altes Weib gebeugt die Mauern entlangschleichen. Er erkannte es nicht; eins gleich dem anderen; und dem Wächter schwebte ja doch nur das Bild der fremden, schönen Jungfrau vor Augen.

Von diesem Augenblick an war Gino sein Amt zur Qual geworden. Am liebsten hätte er das Tor im Stiche gelassen und die Spur des Mädchens gesucht, an das er mit immer größerer Sehnsucht und endlich mit so glühendem Verlangen denken mußte, daß er fühlte, wie er zu jener Jungfrau in Liebe entbrannt sei. Als sich am Abend ein paar frohe Gefellen zu ihm unter dem Tor setzten, hätte er sie ja so gern gefragt, ob ihnen das schöne Mädchen begegnet sei; doch in auslodernber Eifersucht bestrahlte er, die Freunde über Gebühr aufmerksam zu machen und schwieg, wie groß seine Qual auch war.

In den ersten Morgenstunden des nächsten Tages klang lautes Wehklagen aus der Hauptstraße bis an die Enden der Stadt. Der Jammer steigerte sich von Stunde zu Stunde zu Ausrufern wilden Entsetzens, und Gino bot sich ein furchtbares Bild. Schreiend stürzten die Leute, ihre Habe in einem Bündel unterm Arm, an ihm vorbei, hinaus auf den Hafen, rissen die Schiffe los und trieben sie mit hastigen Ruderschlägen vom Ufer. Nicht alle erreichten die Boote; viele stürzten im Laufen, begannen sich in Krämpfen zu winden, und wie befehlen rannen die übrigen an diesen vorbei. Einen Blick warf Gino hinein in die Stadt. Und da sah er, wie sie halb Ohnmächtige hin zu den Kröchen schleiften, sie dort auf die Stufen legten, damit sie die Barmherzigkeit Gottes anvinselfen. Mit Sterbenden und Toten waren die Gassen bedeckt, noch ehe der Abend seinen Purpur über die Häuser goß.

Jetzt erst bewiesen einige Männer Besonnenheit und Mut. Sie säuberten die Gassen, und die Toten trugen sie hinaus vor die Stadt, um den Hafen herum, und verbrannten sie jenseits der Steineigenwälder, aus denen das Schluchzen und Jauchzen ungeschätzter Nachtigallen in den späten Abend hinausdrang. Da kam auch in Gino, der mehr betäubt als erschrocken stundenlang um sich gestarrt hatte, wieder Leben. All sein Denken aber war nur von der einen Sorge erfüllt: was geschah mit der fremden Jungfrau? Lebte sie noch oder war auch sie dem großen Sterben zum Opfer gefallen? Wie die entsetzliche Seuche die Insel überfallen haben konnte, über das Wasser hinweg, das sie von allen Seiten schützte, darüber grübelte Gino nicht nach. Er ließ nur keine Leiche an sich vorbeigehen durchs Tor tragen, der er nicht prüfend und angstvoll ins verzerrte, dunkle Antlitz starrte. War sie dabei? Oder hatte sie die Krankheit ebensowenig überfallen wie ihn selbst? Gino blickte sehnsüchtig nach den Häusern der Stadt. Durch die Gassen eilen und sie suchen! Vielleicht bedurfte sie der Hilfe! Aber er wagte seinen Platz nicht zu verlassen, denn immerzu trugen sie die Toten an ihn vorbei, und während er sie suchte, schaffte man auch sie zu den anderen Verstummenen hinaus, ohne daß er sie noch einmal gesehen hätte.

Und so blieb er Tag und Nacht auf seinem Posten. Was er zur Stillung seines Hungers und Durstes bedurfte, holte er aus der nahen Kafana, die er mit drei Sprüngen erreichen konnte. Die Loggia lag vereinsamt, still die lange Hauptstraße — gab es noch jemand zu sterben? Man trug keine Toten mehr zur Stadt hinaus, die Männer, die das Werk der Barmherzigkeit getan, zeigten sich nicht mehr. Keine Stimme rief mehr durch die Gassen, kein Schritt hallte durch die Stille, und nur die Nachtigallen hörte Gino schlagen, draußen vor den Mauern der Stadt, tief drinnen in den Wäldern des Insel. Und während er so vor sich hin sann und wartete, wartete auf den letzten Toten, kam das häßliche alte Weib aus der verödeten Stadt herausgeschlichen, das Gino ein paar Tage früher nicht hatte einlassen wollen. Er erkannte es nicht wieder. Eins gleich dem anderen und dem Wächter schwebte ja doch nur das Bild der fremden, schönen Jungfrau vor Augen.

Die Alte blieb vor Gino stehen. „Fahre mich ans Festland händler, Bursche!“ Der Wächter blickte zweifelnd in die Stadt hinein. „Du hast dein Amt am längsten versehen. Wen willst du noch bewachen? Sie sind alle tot.“ „Alle?“ fragte Gino laut. „Alle!“ gab die Alte hart zur Antwort. Sie mußte es wissen. Da machte er seine Barke fertig und ruderte das Weib zum Hafen hinaus. Die Türme und Mauern von Arbe wuchsen vor ihm auf den morgenroten Klippen auf, wie ein Sagenschloß entstieg die Stadt dem Meere, ein Märchenstoch erst recht in dieser Stunde, da Gino mit seinem eigenen Leben das letzte Leben zur Stadt hin-

ausführte. Mit die Alte dachte er gar nicht mehr. Er blickte vor sich hin, auf den Boden des Schiffes, auf seine Hände, die die Ruder umklammerten. Einmal blickte er auf. Mit einem Ausruf freudigen Erschreckens ließ er die Riemen los. „Madonna!“ Und schon war er aufgesprungen und hatte sich auf die Knie geworfen vor der fremden, schönen Jungfrau, die ihm gegenüber auf der Bank saß und ihm zulächelte.

Mit zitternden Fingern hielt er ihre Hände umspannt und sein Mund drängte gierig dem ihrigen zu. Er küßte sie, ehe sie ihm noch abwehren konnte. „Nehre zurück mit mir!“ betete er. „Es wird ein Glück irgendwelchen sein! Wir beide allein in der Stadt, auf der Insel, im Paradies der Seligen!“ Stumm schüttelte sie den Kopf. „Wer bist du?“ fragte Vino heftig und angstvoll und hütete ihre Hände noch immer nicht losgelassen. „Ich bin die Pest!“ hauchte das Weib, „die deine Stadt zertreten hat; entböhret für ein Jahrhundert!“ Und während es noch sprach, schräumte es wieder zur Gestalt der häßlichen Alten zusammen und verzog den zahlosen Mund zu einem Grinsen. Vino war es, als raube ihm ein übler Geruch den Atem. Er taumelte zurück und schloß, wie ihm die Sinne schwinden. Da ergriff die Alte mit ihren knochigen Händen die Ruder und trieb das Boot der nahen Küste zu.

Die unsichtbare Krone.

Von Otto F. Niemand (Bukarest).
(Nachdruck verboten.)

Der Tag ist im Verschwinden, die letzten Sonnenstrahlen golden noch das Gelände. Es ist ganz still. Die Hitze des Sommertages lastet schwer auf Menschen und Tieren. Langsam nur kriecht der Wagen die staubige Straße entlang.

Nun sind wir am Ziel.

Vor uns liegt der Ehrenfriedhof von Bukarest, eine stille Welt für sich, abgeschlossen vom lauten Getriebe der Großstadt.

Wir gehen den Hauptweg entlang. Schurgrabe zieht er sich zwischen den Gräberreihen hindurch, wird nur einmal unterbrochen durch das Grabmal des Obersten Pentch und mündet an der breiten Terrasse, die von einem schlichten und in seiner Einfachheit erhabenen Denkmal gekrönt wird. Auf der Vorderseite des hohen Sockels trägt es das Relief eines betenden, nackten Kriegers hoch zu Ross. Darunter die Worte: „Heimat, ehre deine Weiden“. Die Wappen der verbündeten Mächte schmücken die Seitenwände.

Hinter dem Denkmal schweift der Blick frei über die Felder und sieht in der Ferne die Türme, Kuppeln und weißen Häuser von Bukarest verschwimmen.

Es ist ein Bild, so schön, so friedlich, wie aus einem Märchenbuch herausgeschnitten. Man glaubt zu träumen. Ich wende mich zurück.

Wieder fällt mein Blick auf das Denkmal, und in brennenden Letzern gankelt es vor mir her: „Heimat, ehre deine Weiden“. Heimat, — hier grüßt mich ein Stück Heimat, und all die Weiden, es mögen an zweitausend sein, die hier auf fremdem Boden ihrer Ausdehnung entgegenträumen, haben hier eine Ruhe- statt gefunden, die ihres Dendentes, ihres Sterbens würdig ist.

Zu beiden Seiten des Weges reihen sich die Gräber aneinander, von schlichten Holzkreuzen bei den Christen oder breiten, buntemaltem Brettern mit dem Zeichen des Halbmonds bei den Muselmanen; leuchten in dunklen Farben die Namen der Verstorbenen.

Überall spürt man die sorgende Hand, die über diesen Gräbern waltet.

Ich schreite weiter. Jähressen hindurch.

Durch die Luft schwebt ein Klängen. Abgerissene Baute formen sich zu vollen Akkorden.

Drüben, auf dem Friedhof der andern, trägt man jemand zu Grabe.

Die Welt scheint den Atem anzuhalten, so still ist es. Kein Vogelant, kein noch so leiser Windeshauch, und doch ist der Abend erfüllt von geheimnisvollen Klängen, die wie das Läuten ferne Aeolsharfen tönen.

Die junge Frau an meiner Seite schaut mich aus großen Augen an. Die Blumen in ihrer Hand zittern.

Sie ist eine der Wenigen, die das Grab ihrer Liebe mit Kränzen schmücken können. Ich sehe ihre Tränen nicht, aber ich fühle sie. Fühle sie tief in mir brennen. Nur ihre Lippen bebten, wie sie sich über das Grab ihres Mannes neigt.

Auf das tiefe ergriffen wende ich mich ab.

Meine Augen schauen hinüber nach der fernen Stadt, die von glühendstem Leben durchzuckt ist.

Schon klammern die ersten Vögel auf. Das Tier reckt sich, beugt sich, wegt seine giftigen Fänge. Und wie im Traume höre ich Gläser klirren. In dunkelblauen Wolken schäumt der Saft, rote Korallenlippen jaulen ihr perlendes Baden in die Nacht, junge Herzen schlagen, Walzerklänge schweben dahin, brünstige, sehnsüchtige Weisen.

Und hier, hier — von dem Gift der Verbrennung kaum bespült, die Stätte des Friedens, des Dahindämmerns in ein besseres Leben.

Segnen breiten die weißen Kreuze ihre Arme aus, als wollten sie die Schlämmen schütten vor der lauten Welt.

Die laue Sommernacht ist hereingebrochen. Zahllose Sterne leuchten im tiefen Blau. Eine Nachtigall singt in der Ferne ihr sehnsüchtiges Lied. Das Lied des Lebens.

Wir schreiten heimwärts durch das nächtliche Dunkel, die junge Witwe und ich, und auf ihrem dunklen Haupte leuchtet die unsichtbare Krone.

Büchertisch.

— Hoffmann von Fallersleben, Das Parlament zu Schnappel. Neu-Ausgabe, besorgt und mit einem Nachwort versehen von Univ.-Prof. Dr. A. Kutschler. 342 S. 8°. Mit Titelbild und 7 Abbild. im Text von Hubert Wilm (Verlag Franz Hanfstaengl, München 1918). Die von Prof. Dr. A. Kutschler besorgte und mit einem längeren Nachwort versehene Neu- ausgabe dieses ursprünglich zu Bingerörsch 1850 im Selbstverlage des Verfassers erschienenen Buches ist ein durchaus zeitgemäher und außerordentlich glücklicher Griff des Verlegers. Der Dichter stellt die Unterhaltung eines kleinen Kreises deutscher Bürger zusammen, die sieben Sitzungen einer Woche, welche der Stammtisch beim Kronenwirt Wiedewilt zu Schnappel abhält. Das „Parla- ment“, das in der Weindolce „Am Rhein“ abendschöpft, besteht aus lauter guten Kerlen, Leuten von verschiedenen Ansichten, Meinungen und Richtungen, verschiedenen Talenten und ver- schiedener Bildung, aber einzig in einem Punkte: einige Stunden des Tages beim Schoppen Wein lieber zu verleben. Im „Parlament zu Schnappel“ ist die gutbürgerliche Komik in allen Stärkgraden und Farben vertreten. Der Verfasser hat die vielen Geschichten, Scherzreden und Witze, womit er sich und andre zu ergötzen pflegte, in eine literarisch wertvolle Form gebracht. Aber nicht nur Scherzreden und witzige Geschichten erzählt sich jene Gesellschaft von Stammgästen, auch über Politik und öffentliches Leben unter- hält sie sich. Heißend sind auch die sieben Zeichnungen des be- launten Graphikers Hubert Wilm zu den sieben Kapiteln des Buches. Die Kleinmalerei ist das ureigene Gebiet dieses Künstlers, und in diesen sieben Zeichnungen hat er sich selbst übertroffen. Das Titelbild ist stimmungsvoll und färbt vorzüglich in den Geist des Buches ein. So wird denn im „Parlament zu Schnappel“ äußerlich ein glänzendes Stück Buchausstattung zum Beginn des jüngsten Weltkriegsjahres, innerlich ein staatsbürgerlich und vorklerikerisch beachtenswerthes Buch geboten, das von Anfang bis zum Schluss gefüllt ist mit dem, was uns allen notwendig ist in dieser schweren Zeit, mit dem goldenen, besteienden Humor.

— Deutschland über alles. (Gebichte aus großer Zeit) von Hugo Köhler. Schwabinger Eigen-Verlag, München. Gebichte, die von starkem Gefühl und tiefer Liebe für die Größe und Stärke des Vaterlandes zeugen. Manig in Sprache und Gebärde, tragen diese Gebichte den Stempel einer kraftvollen Eigenart.

— König Ludwigs galante Chronika. Geb. 10 Mk. Verlag Wilhelm Borngräber, Berlin W 30. Es ist dies eine Sammlung galanter Erzählungen, die König Ludwig XI. von Frankreich im Jahre 1456 während seiner Zustucht auf der Feste Genappe unweit Brüssel im Kreise lustiger Freunde nach be- währten Vorbildern veranstaltete. Diese Novellen betreffen sich zum Teil mit erlebten oder vielbesprochenen wahren Vorfällen, die zwar ausgeschmückt und nach dem Zeitgeschmack zurechtgemacht sind, aber doch in einem getreuen Einzelbild die Sitten ihrer Zeit wiedergeben und daher einen wertvollen Beitrag zur Sitten- geschichte des französischen Volkes bilden.

— Die letzte Jarin Alexandra Feodorowna. Geschichtlicher Roman von Gertrud v. Broddorff. Verlag von Rich. Bong, Berlin W 57 (Preis 5,50 Mark.)

— Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte von Konstanze von Franken. 26. verbesserte Auf- lage. 304 Seiten. Preis vornehm gebunden 4,75 Mark. Max Besses Verlag, Berlin W 15.

Arithmogriph.

- 1 2 4 5 2 hält Hund und Pferd
- 2 3 3 4 6 als Getränk nicht begehrt
- 3 4 2 6 2 1 wahrst das Geheimnis gut
- 3 2 4 1 zum Binden Dienste tut
- 4 6 2 1 ein Tier, das sticht
- 5 2 3 3 2 1 verführe nicht
- 6 2 5 4 2 Gabe der Natur,

Toch leider ist sie selten nur.

Die Anfangszeichen zeigen dir an

Einen literarisch bedeutenden Mann.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

- Wer mit Neid blickt über sich,
- Stimmt nur um so trüber sich.
- Leicht hält froh und munter sich,
- Wer hinab schaut unter sich.

Daniel Sanders.